

Ein avantgardistisches, musikalisches Werk und seine 2.500-jährige Geschichte

Eigentlich ist es nichts weiter als ein knapp einstündiges Musikstück, das im Mittelpunkt dieser kleinen Geschichtsstunde steht. Gerade mal ein – zugegeben außergewöhnlich langer – Track, doch je mehr man sich mit ihm und seinem Schöpfer befasst, um so mehr werden die Ausmaße deutlich, in denen er eingebettet ist: Antike Geschichte,

vorhanden. Die Rede ist von dem 1971 veröffentlichten „Persepolis“ des Griechen Iannis Xenakis, welches von dem iranischen Schah Mohammed Reza Pahlevi anlässlich des 2500. Gründungstages Persiens zur Untermalung der Feierlichkeiten in den Ruinen der antiken Stadt Persepolis in Auftrag gegeben wurde. Doch der Reihe nach:

und Knarren, Pochen und Dröhnen, Quietschen und Aufheulen, Rascheln und Pulsieren. Es klingt als würde Metall auf Metall schleifen. Einige Sounds klingen wie Waggons eines Güterzuges, der gerade bremst. Anderes hört sich wie das Röhren der Triebwerke eines großen Passagierflugzeuges an. Aber ständig ist Bewegung in den Sounds:



moderne Wissenschaft, Religion und Politik (welche gerade in der heutigen Zeit wieder untrennbar miteinander verbunden zu sein scheinen, zumindest wenn man die internationale Politik betrachtet) sowie das Schicksal einzelner Menschen. Bis auf eines spielten all diese Dinge sicherlich keine große Rolle bei seiner Entstehung, denn schließlich ist es doch einfach nur ein Musikstück, und genauso gewiss hat es keine epochale Bedeutung, doch die weitläufigen Verbindungen sind

Die Musik

„Persepolis“ wurde 1971 von Iannis Xenakis komponiert. Aufgenommen in dem Pariser Studio Acousti, ist es in seiner Urfassung genau 56 Minuten lang und besteht aus avantgardistischen, elektronischen Klängen. Selbst heute noch klingen die damals auf seltsamen elektronischen Geräten produzierten Klänge außergewöhnlich befremdlich. Xenakis hat eine seltsam kühle, zerklüftete Atmosphäre geschaffen, es ist ein permanentes Rauschen

Einiges schwillt an, drängt sich in den Vordergrund, wird verdrängt von dem nächsten. Ein Auf und Ab, ein Kommen und Gehen, irgendwie organisch, irgendwie lebendig. Aber zum wirklichen Leben mangelt es an zweierlei Dingen: Erstens der Herzschlag. Über die gesamte Spielzeit gibt es keinen Rhythmus, nichts dergleichen. Zweitens das Gefühl. Keine Harmonie, keine Melodie, kein Wohlklang, nichts was einen warm ums Herz werden lässt. „Persepolis“ ist von seinem Schöpfer nicht zu diesem Zweck